

33. Jhg. OKTOBER 2023 Nr. 10 (419)

MASURISCHE STORCHENPOST



Von Anfang August bis Ende September konnten Deutschsprachige in aller Welt zum vierten Mal darüber abstimmen, wer „Auslandsdeutsche des Jahres“ werden soll. Siegerin ist Manon Zinck-Dambach aus Mommenheim in der Nähe der deutsch-französischen Grenze und unweit der elsässischen Hauptstadt Straßburg.

Foto: Internationale Medienhilfe (IMH)

S.3



Herbstpanorama der Region Podhale über das Tal des Flusses Bialka in Richtung der schneebedeckten Tatra. Shutterstock
<https://wyborcza.pl/> 22.09.2020, 14:57

IMH-Internationale Medienhilfe Pressemitteilung

Elsässerin ist „Auslandsdeutsche des Jahres 2023“

Manon Zinck-Dambach

aus dem Elsass bekam 38% aller Stimmen

Von Anfang August bis Ende September konnten Deutschsprachige in aller Welt zum vierten Mal darüber abstimmen, wer „Auslandsdeutsche des Jahres“ werden soll. Vier deutschstämmige Frauen aus der Ukraine, Kanada, den USA und aus dem Elsass in Frankreich standen im Finale dieses Wettbewerbs, der mittlerweile der bedeutendste von und für Auslandsdeutsche sowie der größte für deutschsprachige Frauen weltweit ist. Ausschlaggebend bei der Wahl, die von der Internationalen Medienhilfe (IMH) organisiert und der Stiftung Deutsche Sprache gefördert wurde, war erneut vor allem das Engagement der Teilnehmerinnen für die eigene Kultur.

Nun ist die Auszählung abgeschlossen und das Ergebnis steht fest: **Siegerin ist Manon Zinck-Dambach aus Mommenheim in der Nähe der deutsch-französischen Grenze und unweit der elsässischen Hauptstadt Straßburg.** Sie erhielt 38% der über 7.800 abgegebenen Stimmen aus aller Welt.

Frau Zinck-Dambach ist studierte Deutschlehrerin. Nachdem sie fünf Jahre lang an zweisprachigen Grundschulen im Elsass tätig war, hat sie sich seit 2022 ganz auf das private Unterrichten des Elsässer Dialektes spezialisiert. Um Kindern das Elsässische auf spielerische und lustige Art zu vermitteln bzw. das Interesse zu reaktivieren, nutzt sie zwei selbst gestaltete regionaltypische Fi-

guren namens „Hafele und Storichele“. Demnächst soll ein zweisprachiges Kinderbuch von ihr mit den beiden bereits preisgekrönten Figuren erscheinen. In ihrer Freizeit engagiert sich Manon Zinck-Dambach zudem als Schauspielerin und Autorin bei einem deutschsprachigen Dialekt-Theater. Als Kind war Französisch für sie eine Fremdsprache, denn ihre Eltern, die seit Generationen in der Region leben und deutsche Vorfahren haben, redeten mit ihr zu Hause nur „Elsässerditsch“. Obwohl die über 1 Mio. deutschsprachigen Elsässer im Osten Frankreichs die größte deutsche Minderheit Europas sind, werden sie weder von der französischen noch von der deutschen Regierung als solche entsprechend anerkannt und gefördert.

Bis heute hat die Pariser Zentralregierung die Europäische Minderheitencharta sowie die Europäische Charta der Regionalsprachen nicht wie andere EU-Staaten ratifiziert. Die Situation der Elsässer ist damit erheblich schlechter als die beispielsweise von deutschen Minderheiten in Rumänien oder Ungarn. Medien und Schulen, die komplett in Hochdeutsch berichten bzw. unterrichten, waren früher in der Grenzregion verboten und werden weiterhin erheblich behindert oder fast gänzlich verhindert. Gegen die vollzogene Eingliederung des Elsass in den vorwiegend französischsprachigen Riesenbezirk „Großer Osten“ wehrt man sich bis heute mit Demonstrationen.

Björn Akstinat, Leiter des Netzwerks der deutschsprachigen Auslandsmedien (IMH-Internationale Medienhilfe) und Ideengeber des Wettbewerbs:

„Eigentlich hätten alle Kandidatinnen den Titel verdient, weil jede

eine hervorragende und vorbildliche Arbeit im Ausland leistet. Aber wie bei jeder Wahl bekommt eine Teilnehmerin etwas mehr Stimmen als die anderen.

*Auch dieser vierte Durchlauf des Wettbewerbs war wieder ein voller Erfolg. Es sollen damit speziell die weiblichen Mitglieder der deutschen Gemeinschaften und Minderheiten rund um den Globus für ihre bisherigen Aktivitäten belohnt bzw. für eine Mit-
hilfe in deutschen Vereinen, Medien und sonstigen Institutionen motiviert werden. In vielen deutschen Institutionen im Ausland sind Frauen noch unterrepräsentiert. Ziel des Wettbewerbs ist außerdem, in Deutschland stärker auf die großen kulturellen Leistungen und Traditionen der Auslandsdeutschen aufmerksam zu machen. **Viele Bürger der Bundesrepublik wissen so gut wie nichts von den deutschen Minderheiten weltweit, da diese im Unterricht der Schulen und Hochschulen zwischen Flensburg und Garmisch-Partenkirchen kaum thematisiert werden.***

Die Elsässerin Manon ist für den Titel „Auslandsdeutsche des Jahres 2023“ besonders geeignet und hat eine positive Vorbildfunktion für das gesamte Elsass. Die Region gehörte einst zu den Kulturzentren des deutschen Sprachraums. In Straßburg erschien beispielsweise 1605 die erste deutschsprachige Zeitung, die zugleich die erste Zeitung der Welt war. Nach dem Krieg wurde die deutsche Kultur im Elsass systematisch unterdrückt. Erst seit einiger Zeit trauen sich die Elsässer wieder, ihre Mundart öffentlich zu benutzen. Doch das Hochdeutsche, das früher ganz selbstverständlich ihre Medien- und Schriftsprache war, muss noch immer ein Schattendasein fristen. Frauen wie Manon machen der

Bevölkerung Mut und motivieren sie, gemeinsam wichtige Anliegen zu verfolgen. Die große neue Einigkeit der Elsässer hat sich unter anderem in der starken Unterstützung von Manon bei diesem Wettbewerb gezeigt.“

Porträts der drei weiteren Finalistinnen:

Diana (Ukraine)

Sie ist Ukrainedeutsche und wohnt in Munkatsch/Mukatschewo, einer Stadt im äußersten Westen des Landes. In der Region von Munkatsch, auch als Transkarpatien bekannt, lebt seit rund 300 Jahren eine größere Anzahl von Deutschstämmigen, die man ursprünglich aus Franken holte. Sie besitzen in der Stadt ein eigenes Kulturzentrum, das von Dianas Großmutter gegründet wurde. Diana leitet den preisgekrönten deutschsprachigen Mädchenchor des Zentrums. Er trägt den schönen Namen „Singende Herzen“ und hat schon einige Auslandsauftritte absolviert. Diana versucht nicht nur mit dem Chor die Sprache ihrer Vorfahren am Leben zu erhalten, sondern arbeitet auch noch als Deutschlehrerin. Der Fortbestand des deutschen Kulturzentrums in Munkatsch ist leider gefährdet, da die Besitzverhältnisse ungeklärt sind. Landesweit gesehen bedroht der Krieg die Existenz der deutschen Minderheit insgesamt. Viele der über 30.000 Ukrainedeutschen befinden sich auf der Flucht und in einigen Regionen wurden deutsche Kulturzentren durch Beschuss komplett zerstört.

Irmgard (USA)

Sie ist Gründungsmitglied der „Gesellschaft für zeitgenössische amerikanische Literatur in deutscher Sprache“ und Herausgeberin

der einzigen Zeitschrift für deutschsprachige Gegenwartsliteratur in den USA namens „TRANS-LIT2“. Nachdem Irmgard als geborene Schlesierin 1963 von Deutschland in die Vereinigten Staaten auswanderte, studierte sie dort Germanistik. Danach war sie über Jahrzehnte als Universitätsdozentin sowie Professorin für deutsche Sprache und Literatur tätig - zuletzt an der Staatsuniversität Colorado in Fort Collins, wo sie sich noch immer im örtlichen Deutschklub engagiert. Ihre Muttersprache begeistert sie so sehr, dass sie diese nicht nur wissenschaftlich gefördert hat und zig Deutschlehrer ausbildete, sondern in ihrer neuen Heimat noch selbst Lyrik und Prosa auf Deutsch verfasste. Die Sprache Goethes ist in den USA lebendiger als man denkt. Rund 100 deutschsprachige Magazine, Mitteilungsblätter oder Zeitungen erscheinen dort. Darunter befinden sich die älteste Zeitschrift und die älteste Wochenzeitung in deutscher Sprache weltweit. Über 50 Mio. US-Amerikaner sind deutschstämmig. Sie stellen damit die größte ethnische Gruppe des Landes dar - weit vor den Bevölkerungsteilen mit irischen, mexikanischen oder englischen Wurzeln. Etwa 10 Prozent der Deutschamerikaner - zu denen u.a. auch Sandra Bullock, Leonardo DiCaprio und Kirsten Dunst gehören - sprechen oder verstehen noch Deutsch. In den Bundesstaaten Pennsylvania, Ohio oder Indiana hört man Deutsch nicht selten auf den Straßen. Die dort lebenden Amischen, die ursprünglich aus Südwestdeutschland einwanderten, benutzen ihre althergebrachte Muttersprache ganz selbstverständlich im Alltag.

Heidi (Kanada)

Die gebürtige Nürnbergerin lebt seit 1961 in Kanada und ist seit

25 Jahren Moderatorin des deutschsprachigen Senders RADIO HERZ in Waterloo bei Toronto. Der Sender wurde von ihrem Lebenspartner Paul gegründet. Er und Heidi betreiben ihn zusammen mit einer Gruppe engagierter Ehrenamtlicher. Anfangs strahlte man das Programm mit ausschließlich deutscher Musik über Antenne, Kabel und Satellit im Großraum Toronto aus, wo besonders viele Deutschsprachige leben und auch mehrere Städte von Deutschen gegründet wurden. Seit vielen Jahren aber schon sendet man übers Internet, um die über drei Millionen Deutschstämmigen in ganz Kanada erreichen zu können. Die Deutschkanadier sind die drittgrößte Bevölkerungsgruppe des Landes nach den Einwohnern, deren Vorfahren ursprünglich aus Großbritannien und Frankreich kamen. An einigen Orten, wo deutschstämmige Mennoniten konzentriert leben, ist Deutsch bis heute Alltags- und Umgangssprache. Leider ist der Fortbestand des einzigartigen Hörfunkprojektes RADIO HERZ mit Wunschkonzerten, Interviews deutscher Schlagersänger oder Live-Veranstaltungen in deutsch-kanadischen Klubs gefährdet, da Heidi und Paul die Arbeit aus Altersgründen kaum noch stemmen können. Nachfolger werden gesucht.

Die Internationale Medienhilfe (IMH) ist das Netzwerk der deutschsprachigen Medien im Ausland. Außerhalb Deutschlands, Österreichs und der Schweiz existieren über 2.000 Zeitungen, Zeitschriften, Radio- und Fernsehprogramme auf Deutsch. Sie unterstützen sich innerhalb des Netzwerkes gegenseitig und veranstalten gemeinsame Aktionen wie die Wahl zur „Auslandsdeutschen des Jahres“. Beim ersten Wettbewerbsdurchlauf erhielt eine Ungarndeutsche die meisten Stim-

men. Beim zweiten Mal gewann eine Rumäniendeutsche und beim dritten Mal holte eine Namibiadeutsche den Titel. Förderer des besonderen Wettbewerbs ist die Stiftung Deutsche Sprache.

<https://www.stern.de/>

28.09.2023, 13:57

Elsässerin ist „Auslandsdeutsche des Jahres“

Als Lehrerin nutzt sie zwei selbst gestaltete Puppenfiguren, um Kindern das Elsässische zu vermitteln. Nun hat ihr dieses Engagement einen ganz besonderen Titel beschert.

Bei einem internationalen Wettbewerb deutschsprachiger Medienmacher ist die Elsässerin Manon Zinck-Dambach zur „Auslandsdeutschen des Jahres 2023“ gewählt worden. Sie erhielt 38 Prozent der mehr als 7800 abgegebenen Stimmen aus aller Welt, wie die Internationale Medienhilfe (IMH) am Donnerstag in Berlin mitteilte.

Zinck-Dambach wohnt in Mommenheim nahe Straßburg und ist studierte Deutschlehrerin. Nach fünf Jahren Dienst an zweisprachigen Grundschulen in der Region hat sie sich zuletzt ganz auf das private Unterrichten des Elsässer Dialektes spezialisiert. Um Kindern das Elsässische auf spielerische und lustige Art zu vermitteln, nutzt sie zwei selbst gestaltete regionaltypische Puppenfiguren namens „Hafele und Storichele“. Demnächst soll ein zweisprachiges Kinderbuch von ihr mit den beiden inzwischen preisgekrönten Figuren erscheinen. (...)

„Mazurów klucz tajemnic“ (Der Geheimnisschlüssel der Masuren)

Von Grzegorz Supady

2021 ist „Mazurów klucz tajemnic“, ein Buch von Joanna Wańkowska-Sobiesiak, der ehemaligen Beauftragten des ermländisch-masurischen Wojewoden für nationale und ethnische Minderheiten, erschienen. In ihren bisherigen Veröffentlichungen, von denen manche zweisprachig, auf Deutsch und Polnisch, herausgebracht worden waren, befasste sich die bekannte Journalistin und Buchautorin mit Fragen, die ihrer Berufung und ihren Interessengebieten am genauesten entsprechen.

Einen unmittelbaren Anstoß zur Entstehung dieser Publikation lieferten die sogenannten Himmelsbriefe (polnisch: listy niebieskie), eine Art Erbauungsliteratur und zugleich tröstender Lebensratgeberin einem. Die Himmelsbriefe kursierten seit dem 19. Jahrhundert im ländlichen Raum Mittel- und Osteuropas, auch bei der masurischen Bevölkerung waren sie sehr verbreitet und beliebt.

Über dieses vergessene sozial-kulturell-religiöse Phänomen, das bislang wenig Beachtung in der Wissenschaft fand, sprach die Verfasserin voriges Jahr in einem von Dr. Alfred Czesla für das „Wochenblatt“ durchgeführten Interview, das in der August-Ausgabe 2022 der „Masurischen Storchepost“ nachgedruckt wurde.

In ihrem vierzehnten Buch stellte Wańkowska-Sobiesiak erneut die masurische Welt in all ihren Facetten dar. Sie zeigte manch ein wichtiges Ereignis aus der wechselvollen Zeitgeschichte Masurens.

Dabei fokussierte sie sich auf jene aufsehenerregende Aufbruchstimmung nach der politisch-sozialen Wende des Jahres 1989 in Polen. Ein wichtiger Ansatzpunkt bei ihren schriftstellerischen Bemühungen war es, mit möglichst vielen noch lebenden, sich selbst als „echt“ ausgehenden Masurinnen und Masuren ins Gespräch zu kommen. Dadurch wollte sich die erfahrene Reporterin eine möglichst wahrheitsgetreue Meinung von dieser ethnischen Gruppe herausbilden.

Zu ihren Gesprächspartnern gehörten u.a. die Mitglieder der Familie Roszig aus Kotzargen, Krystyna Dikti aus Zondern, Bernard Mack aus Omulefofen/Kot, Pastor Krzysztof Mutschmann aus Sorquitten sowie Tadeusz und Barbara Willan. Meistens waren es also „altbewährte“ Vorzeige-Einheimische, es gab unter diesen Menschen aber auch Zuwanderer, die sich mit Leib und Seele für die Pflege des masurischen Kulturguts einsetzten.

Gleichzeitig untermauerte die Autorin ihren reich bebilderten Band mit Belegen aus Büchern mit wissenschaftlichem Hintergrund. Sie zog unter anderem die Forschungsergebnisse zweier Masuren: Andreas Kossert und Janusz Małłek heran, um der Sache noch besser auf den Grund zu gehen. Trotz des eher entmutigenden Titels der von Waldemar Mierzwa herausgebrachten Abhandlung von Małłek („Zanik ludu mazurskiego“/Das Schwinden des masurischen Volkes) scheint sich die Verfasserin sicher zu sein, dass es um Masuren nicht so schlecht bestellt sei, wovon einige Aktivitäten zeugen sollen. Dabei meint sie etwa die schriftstellerische Tätigkeit von Piotr Szatkowski, der 2019 in Lyck das Handbuch „Mazurska fébel albo mazurska fibla, czyli elementarz mowy mazurskiej“ veröffentlichte.

Wańkowska-Sobiesiak stellt im Titel des letzten Kapitels ihres Buches die Frage „Co pozostanie?“ (Was bleibt?), die sie sofort mit „Mazury!“ (Masuren!) beantwortete.

Diese Fragestellung klingt recht optimistisch, auch wenn vielleicht etwas auf Zuwachs. Dennoch könnte sie meines Erachtens mit der von Marion Gr. Dönhoff erworbenen Erkenntnis in Einklang gebracht werden („Zu lieben, ohne zu besitzen“). Hiermit werden etliche Beispiele dafür angeführt:

„Aus diesem Grund lohnt es sich, diese Frage zu stellen: Wenn alles anders geworden ist und nicht mehr zum Zustand aus dem Jahr 1990 zurückkehren wird, ob es ein absolut beständiges Element gibt, das trotz der Vergänglichkeit der Generationen ist und sein wird. [...] Es ist Masuren! [...] Es ist der Boden und die Landschaft“ (S. 194)

Die Verfasserin vertritt nämlich die unerschütterliche Ansicht, dass der nahezu unübertroffene Reiz Masurens in das Weltnaturerbe gehört, das sorgfältig gehegt und gepflegt werden soll. Daher fügt sie im Ausklang ihres Buches noch Folgendes hinzu:

„Diese Erde wird noch nach Jahrhunderten genauso schön wie früher sein. Sie wird uns durch die Tiefe grüner Wälder beeindrucken, denn die Natur vermag ihre Rechte sogar gegen einen Minister anzufechten, der sie, anstatt zu schützen, unbestraft zu zerstören suchte. Die Seen, trotz einer großen Anzahl der in unserer Region zu kommerziellen Zwecken angelegten Kiesgruben, werden nach wie vor schön bleiben, obwohl sie vielleicht etwas seichter oder an anderen Orten wie bisher erscheinen werden. Denn es gibt so etwas wie die Erinnerung des Wassers“ (S. 196).

Die Kategorie ERINNERUNG könnte man wohl noch um weitere Attribute ergänzen. Die Autorin nennt diese sensuelle Wahrnehmung „Krajobraz zapamiętany“ (die verinnerlichte Landschaft). Damit meint sie all jene Bestandteile unserer Identität, die unser Bewusstsein und unsere Emotionalität von Kindheit an prägen und mit denen wir uns lebenslang seelisch verbunden fühlen (s. 197).

Erntehelfer aus Spaß und ohne Zwang

Von Siegfried Burghardt

Deng, deng, deng! dieses in Theerwisch und jedem masurischen Bauern- Dorf vertraute Klopfgeräusch zur Erntezeit hörten die Kinder schon morgens auf dem Schulweg. In aller Frühe dengelten die Bauern und Landarbeiter ihre Sensen, bevor sie mit dem Mähen begannen. Das blecherne „Deng“ bei der Bearbeitung des Sensenblattes unterschied sich deutlich vom metallischen Klang des Schmiedeamboss. Die Kinder durften den Arbeitern beim Dengeln zuschauen. Der *Sensenmann* saß breitbeinig auf einem Hocker. Zwischen den Beinen befand sich ein Holzklotz, in den ein Dengelamboss getrieben war. Auf ihm lag das vom Stiel getrennte Sensenblatt. Mit einem speziellen Dengelhammer klopfte er in gleichmäßigem Takt auf die Schnittfläche der Sense. Dabei wurde die Schneide dünn ausgetrieben und gehärtet.

In der Pause wurde Lotte von ihren drei befreundeten Klassenkameraden umringt. Sie wussten, dass die Heuernte begann. Ihre gelegentliche Hilfe bei der Heu-, Getreide- und Kartoffelernte empfanden sie nicht als mühsame Arbeit, der Spaß stand im Vordergrund. „Können wir beim Heumachen mithelfen?“ fragte Sigg. Lotte schaute die drei musternd an und antwortete leicht grinsend: „Da sind aber starke Kerle gefragt, nicht solche Hänflinge mit Streichholzärmchen.“ Mit dieser nicht ernst gemeinten Bemerkung konnte sie das Selbstbewusstsein der Bengel nicht erschüttern. Mit den Worten „wir müssen ja nicht mähen oder große Heuballen aufladen“ hoffte Rolf auf Lottes Zustimmung. Damit ließ sie sich jedoch noch Zeit. „Zum Mähen bekommt ihr gar keine Erlaubnis.“

Der Umgang mit der Sense ist sehr schwer und gefährlich.“ Rolf ließ nicht locker: „Es gibt bestimmt bei der Heuernte noch andere Arbeiten für Leichtgewichte.“ Lotte lenkte ein und bemerkte ernsthaft: „Falls ihr mir versprecht, keinen Blödsinn zu machen, werde ich Zuhause nachfragen.“

Am nächsten Nachmittag durften sie auf dem Wiesengelände erscheinen. Zwei unterschiedliche Flächen breiteten sich vor ihnen aus. In einem Bereich wurde noch gemäht. Zwei Landarbeiter schwenkten die Sense, während zwei Frauen mit hölzernen Rechen das Gras auf dem Boden zerstreuten. Von Zeit zu Zeit unterbrachen die Männer ihre kraftvollen Schwünge und wetzten mit einem Schleifstein das Sensenblatt. Der anderen Wiesenfläche entströmte der wundervolle Duft von trockenem Heu. Es lag gleichmäßig verteilt auf dem Boden. Am Rande der Wiese stand ein Gefährt, vor das eine Stute, die *Lahme*, gespannt war. Knecht Erich machte sich daran zu schaffen und winkte die drei Jungen zu sich. Das großjährige Gefährt mit den bogenförmigen Eisenstäben und einem Metallsitz war eine Hungerharke. „Na, ihr Erntehelfer, habt ihr schon mal Heu geharkt?“ schaute Erich die Jungen fragend an. „Natürlich bei uns auf der Wiese für meine Kaninchen, aber nicht mit der Hungerharke“, antwortete Rolf. „Ich zeige euch wie das geht, dann könnt ihr es mal probieren“, gab er hilfsbereit zu verstehen.

Es sah alles so einfach aus. Im richtigen Moment betätigte Erich einen Hebel. Dann klappte die Harke hoch, und das erfasste Heu blieb in Schwaden liegen. Nach der Vorführung gab Erich noch eine Erklärung zum Besten: „Die Schwaden müssen einen bestimmten Abstand haben und möglichst geradlinig verlaufen. Das

ist zum Verladen auf den Leiterwagen wichtig. Das Heu ist pfeffertrocken, deshalb wollen wir es noch heute in die Scheune fahren. Gerd setzte sich als erster auf die Sitzschale. Vielleicht glaubte das Lehrer-Söhnchen, die Bedienung des Gerätes am besten kapiert zu haben. „Weißt du überhaupt, dass du mit *Hüüüh* losfahren und mit *Prrr* anhalten musst?“ fragte Erich grinsend. Um weiteren Lästereien zu entgehen, startete Gerd übereilt. Kerzengerade und mit baumelnden Beinen zog er heftig am Zügel und ließ ein überlautes *Hüüüh* ertönen. Diese Art der Ansprache behagte der Stute offenbar gar nicht. Sie reagierte erschreckt und setzte die Hungerharke ruckartig in Bewegung. Gerd verlor das Gleichgewicht und kippte nach hinten über. Krampfhaft hielt er sich am Zügel fest, so dass die Wucht des Aufpralls auf die Eisenstäbe gemildert wurde. Da der Gaul weitertrattete, ließ Gerd die Zügel los. Nach einer kurzen Rutschpartie auf dem Gerät fiel er sanft aufs Heu. Die *Lahme* blieb schließlich stehen. Als Gerd wohlbehalten aufstand, waren alle erleichtert. Rolf konnte sich ein Lästern nicht verkneifen: „Erbarmung! Du hast dich wie ein Dussel benommen.“

Gerd zog einen Flunsch und bemerkte kleinlaut: „Du hast ja Recht, ich will von euch auch gar nicht betuttert werden.“ Erich wies auf Gerds Fehler hin: „Da man hier keine Lehne hat, sollte man nach vorn übergebeugt sitzen, die Zügel ruhig bewegen und das Pferd nicht anbrüllen. Mit den Füßen muss man unbedingt einen Halt suchen. Da Gerd die Nase voll hatte, versuchte Rolf sein Glück. Das Kutschieren gelang ihm hervorragend. Bei der Heuablage allerdings betätigte er den Hebel nur selten zeitgerecht. Deshalb bildeten die Schwaden keine gerade Linie, sondern lagen krumm und schief. Erich war genervt, deshalb ließ er ihn nicht lange gewäh-

ren, sondern bediente selbst die Hungerharke. Die Jungen schauten interessiert zu und staunten über Erichs Geschicklichkeit.

„Guckt mal, wer da kommt!“ mit diesen Worten machte Erich auf einen heranfahrender Pferdewagen aufmerksam, während er nach dem Harken die Stute ausspannte. Ein großer Leiterwagen mit zwei Pferden fuhr auf die Wiese.

Auf dem Sitzbrett saßen Lotte und ihre Eltern. Lotte lenkte die Zugtiere mit der Geschicklichkeit eines routinierten Kutschers. Ihr *Prrr* schien den beiden Gäulen sehr vertraut zu sein. Sie parierten aufs Wort und blieben sofort stehen. Das Kommando über die Pferde hatte ihr ausgeprägtes Selbstbewusstsein offenbar noch verstärkt. In Chefmanier rief sie, noch auf dem Wagen stehend: „Na Erich, bist du mit den Erntehelfern zufrieden?“ Erich schaute die Jungen wohlwollend an und antwortete mit der Geste eines Untergebenen: „Natürlich, meine Chefin, wie Sie in aller Deutlichkeit mit Ihrem strengen Blick wahrnehmen können, ist das gesamte Heu gleichmäßig geharkt.“ Die Jungen konnten sich ein Grinsen nicht verkneifen. Lotte sprang leichtfüßig vom Wagen, schubste Erich und konterte laut lachend: „Erich, du Krät, wenn du mit mir weiterhin so ein Schabernack treibst, werde ich dich fristlos entlassen.“

Lottes bescheidene Eltern machten nicht viele Worte. Sie brachten aber zum Ausdruck, dass sie sich über die Anwesenheit der drei ihnen gut bekannten Freunde ihrer Tochter freuten. Die größte Aufmerksamkeit schenkten die hungrigen und durstigen Burschen einem großen Korb, den Lottes Mama bei sich trug. Über den mit einem Geschirrtuch verdeckten Inhalt gab es kein Rät-

selraten, denn es war Vesperzeit. Alle Heumacher versammelten sich kreisförmig um die Bäuerin. Duftendes Heu diente als Sitzunterlage. Der unvergleichliche Appetit nach der Landarbeit an frischer Luft war riesengroß. Die Stullen von selbstgebackenem Roggenbrot mit Wurst aus eigener Hausschlachtung schmeckten köstlich. Wer den Kathreiner-Malzkaffee nicht mochte, konnte seinen Durst mit Apfelsaft löschen.

Wissend, dass gefüllte Bäuche Schläfrigkeit verursachen, beendete Lottes Vater abrupt die Pause. „Auf geht’s! Das Heu muss heute noch in die Scheune“, befahl er. Das Beladen des Leiterwagens erforderte große Sorgfalt. Bei schief geladenen Fuhren passierte es manchmal, dass das Heu während der Heimfahrt herunterrutschte. Mehrere Arbeiter reichten Heuportionen mit der Heugabel auf den Wagen. Zwei Frauen auf dem Gefährt verteilten es gleichmäßig. Anfangs durften auch die Jungen Heu zureichen. Als die Ladung die gewünschte Höhe hatte, wurde ein Stamm, der sogenannte Wiesenbaum, darübergerlegt und mit Seilen befestigt. Nun folgte das Ereignis, auf das sich die Jungen besonders freuten. Sie wurden auf den Wagen gehoben. Allen war klar, dass sie ihren Bewegungsdrang zügeln mussten, um nicht herunterzutreten. In Ruhe genossen sie die Heimfahrt im duftenden Heu. Nach dem Abladen durften die drei Erntehelfer in der Scheune nach Herzenslust im Heu herumtoben. Es war der Höhepunkt eines erlebnisreichen Tages.

Wenn die Klopffgeräusche beim Sensen-Dengeln gehäuft im Dorf ertönten und Landarbeiter die Sensen schulterten, war die Getreideernte in vollem Gang. Die abgemähten Getreidehalme banden die Frauen zu Garben. Mehrere Garben wurden gegeneinander zu

Puppen aufgestellt, damit die Körner noch nachreifen und trocknen konnten. Bei der Getreideernte war die Mithilfe der Kinder nicht erwünscht. Bei Abwesenheit der Erwachsenen kamen sie manchmal auf den Gedanken, in den Puppen *Verstecken* zu spielen.

Wenn sie dabei noch Hasen, Füchse, Fasanen und Rebhühner beobachten konnten, war der Spaß umso größer. Allerdings konnten Tiere, die die Puppen als Schlafplätze nutzten, ihnen die Freude auch verderben. Die größten Spielverderber waren Mäuse. Für die auf den Garben und Zaunpfählen lauenden Bussarde gab es dann einen reichlich gedeckten Tisch.

Bei der Kartoffelernte wurden die Kinder als billige Arbeitskräfte eingeplant, allerdings selten gegen ihren Willen. Auch Gerd, Rolf und Siggie waren in den Herbstferien nicht abgeneigt, verschiedenen Bauern beim Kartoffelroden zu helfen. Am liebsten arbeiteten sie bei Lottes Eltern. Der karge Lohn war zwar ein Anreiz, aber wichtiger waren die Erlebnisse in der Gemeinschaft.

Lotte stand auf dem Hof neben dem Kastenwagen für die Kartoffelernte, als ihre drei Freunde eintrafen. Alle Erntehelfer fuhren im Einspanner-Kastenwagen mit Körben zum Kartoffelacker. Dort wurde das Pferd vor den Schleuder-Roder gespannt. Die wichtigsten Teile dieses Gerätes waren eine Pflugschar und ein Schleuderrad mit Zinken. Die Pflugschar griff unter die Kartoffeln und lockerte die Erde. Die Zinken des Rades schleuderten das Erd-Kartoffelgemisch mehrere Meter zur Seite. Die Zugrichtung war durch den Damm der Kartoffelreihen vorgegeben. Erstaunlicherweise wurden dabei nur wenige Knollen beschädigt.

Das Sammeln auf Knien oder in gebückter Haltung und das Schleppen der gefüllten Körbe war schwere Arbeit. Nicht ganz volle Körbe und häufige Pausen machten die monotone Tätigkeit für die Kinder erträglich. Abwechslung stellte sich stets dann ein, wenn der Schleuder-Roder Feld- und Wühlmäuse zu Tage förderte. Das Kreischen der Kartoffelsammler erschreckte die Tiere noch zusätzlich. Als Rolf sich den Spaß machte, einigen in Todesängsten fliehenden Mäusen hinterher zu laufen, platzte Siggi der Kragen: „Hee, du Glumskopp, hör auf, die verängstigsten Tiere zusätzlich zu piesacken“, rief er ihm wütend zu. Rolf zog einen Flunsch und konterte: „Du Dammelskopp sollst dich nicht so aufplustern und mir den Spaß verderben. Ich mache doch mit den Mäusen nur einen Wettlauf.“

Das Tollste an diesem Ernte-Tag war das abschließende gemeinsame Sitzen um die Feuerstelle. Als die Flammen erloschen und die strahlende Glut ihre Wärme verbreitete, sah man die hungrigen Schwerarbeiter eifrig hantieren. Sie warfen dicke Kartoffeln in die heiße Asche und hielten aufgespießte Würstchen und Fleischstücke über die Glut. Rolf machte dabei mal wieder Faxen und benahm sich schusslig. Dabei fiel sein Würstchen in die Glut. Gerds Bemerkung „So, zur Strafe musst du jetzt hungern“ wurde natürlich nicht ernst genommen. Alle wurden gut satt. Heiße Pellkartoffeln und Gegrilltes schmeckten an der frischen Luft vorzüglich. Natürlich mangelte es auch nicht an Getränken. Als es zu dämmern begann und die herbstlich-kühle Luft sich ausbreitete, genossen alle die ausströmende Wärme der Glut. Ein wohlig-müdes Gefühl stellte sich ein. Es war trotz der schweren Arbeit ein herrlich erlebnisreicher Tag.

Aus dem Buch *Drei Lorbasse und ein Marjellchen*
Abenteuerliche Naturerlebnisse masurischer Dorfkinder

Aus dem Leserbrief von Herrn Siegfried Burghardt (Auszüge)

(...) Zunächst möchte Ich Ihnen mitteilen, was mich veranlasst hat, ein Kapitel aus meinem Buch „Drei Lorbasse und ein Marjellchen“ in der Storchenpost zu veröffentlichen.

Bei Berichten über unzumutbare, kindheitsraubende Langzeit-Arbeiten Halbwüchsiger in Interentwickelten Ländern erinnerte ich mich daran, wie ich Tätigkeiten, die meine Freizeit beschränkten, empfunden hatte. Sie waren in Masuren fast immer mit Spaß verbunden, egal ob von Eltern gewünscht oder selbst gewählt. Von meinen Eltern und Großeltern erfuhr ich, dass sie als Bauernkinder in der Landwirtschaft, besonders zur Zeit der Ernte, mehr Mithilfe leisten mussten als ihnen lieb war. Die Eltern durften ihre Kinder während der Erntezeit sogar von der Schule freistellen.

Zwanghafte Tätigkeiten, auch aus der Not geboren, musste ich nach der Flucht im Land Hannover in den Not- und Hungerjahren nach dem Krieg erdulden. Um den Lebensunterhalt zu sichern, verrichtete ich in den Ferien als 13 bis 15-Jähriger z. B. bei der Domäne Kalenberg an achtstündigen Arbeitstagen Feldarbeiten zusammen mit Landarbeiterinnen. So kann ich ein wenig nachempfinden, was die armen Kinder in manchen Entwicklungsländern erdulden müssen.

Ich habe die Überlebensstrategien in meinem Buch „Im Westen war die Sonnenseite / Flucht zwischen zwei Fronten“ beschrieben.

(...)

Im Kapitel „Erntehelfer“ des Buches „Drei Lorbasse...“ habe ich mein Empfinden zur eigenen Kinderarbeit zum Ausdruck gebracht.

Das galt aber nicht nur bei Erntehilfen.

Wenn ich auf Wunsch der Eltern z. B. Blaubeeren sammelte oder mit Schlittschuhen über das Eis des Rheinswein-Sees glitt, um Fische zu kaufen und beim Eisfischen zuzuschauen, so waren jene Tätigkeiten stets auch ein Vergnügen und mit einer Portion Abeteuer verbunden.

Spätherbst

Im kühlen Goldglanz dieser späten Tage,
Liegt etwas seltsam Waches, Unverträumtes,
Ein Sterben, das von der Todesfurcht nicht weiß.
Und wie ein Glück, ein grüblerisch versäumtes,
Schaut uns das Jahr ins Antlitz, ohne Klage,
Doch unerbittlich; sehet mich! Ich war
Ein blühend Wunder! war von Leben heiß!
Ihr aber seid, vom Alltag dumpf belastet,
An meinem Reichtum blind vorbeigehastet!

Nun, da ich gehe, meint in Herbstes schauern
Ihr meiner toten Blüte nachzutauern
Und – trauert – doch nur eigenem Blühen nach,
Das nie in seiner Fülle ihr erfaßtet –
Auch eurem Blühen seid ihr vorbeigehastet,
Bis euch der Herbst die schönsten Blumen brach!

Irmgarda Erben-Sedlaczek (*1879, Todesdatum unbekannt),
schlesische Dichterin

Wenn ihm etwas nicht konveniert

Wenn ihm etwas nicht konveniert
Das Bauchgefühl uns einfach alarmiert
Sendet veraltete altmodische vage Signale
Es spürt gut die sich anbahnenden Schicksale

Haltet euch davon fern
Wir hören das niemals gern
Wie gerne spielen wir mit dem Feuer
Wir lenken alles wir sitzen doch am Steuer

Wir haben alles im Griff
Bei uns geht doch nichts schief
Es gibt schöne digitale Simulationen
Was will unsere Psyche mit ihren Visionen

Es ist Zeit Äpfel zu pflücken

Es ist Zeit Äpfel zu pflücken
Mit den dazu gehörenden Eindrücken
Wie wohlgeformt sind diese Gartenfrüchte
Reife Objekte tief schlummernder Sehnsüchte

Ihre zarte Haut
Wie die einer Braut
Ich habe sie kennengelernt
Sie aus der Ferne zu lieblosen erlernt

Sie sind zum Anbeißen
Ach was sie nicht alles verheißen
Ohne zwei Äpfel kein irdischer Garten Eden
Ein Stelldichein mit ihnen möchte ich verabreden

Stefan Pioskowik , September 2023

Torfstich und Torfkuhlen auf Moorwiesen in Masuren

Von Siegfried Burghardt

In der Umgebung meines Heimatdorfes, Theerwisch Kreis Ortelsburg, gab es in den vierziger Jahren noch Moor- und Torfwiesen. Auf einigen entdeckten wir bei unseren Abenteuer-Spielen in Feld und Flur bienenkorbartige Stapel von Torf. In der Nähe dieser Torfhocken waren viereckige Gruben unterschiedlicher Größe nicht zu übersehen. Es waren Torfkuhlen, wo wir in den Sommermonaten Bauern beim Torfstechen beobachten konnten. In älteren Torfkuhlen hatte sich im Laufe der Zeit Wasser angesammelt. In schwerer Handarbeit mussten die Torfbauern die Rasenschicht und den oberen noch nicht ausreichend zersetzten Torf beiseiteschaffen. Die gut ausgebildeten, tiefer liegenden Torfschichten wurden mit einem besonderen Spaten herausgestochen. Der sog. Torfspaten hatte ein langes, schmales Blatt. Dessen Breite entsprach dem Format der Torfsoden. Die Soden mit unterschiedlichem Wassergehalt beförderte man dann auf verschiedene Weise an eine rel. trockene Stelle auf der Wiese. Nach unterschiedlicher Lagerung zum Vortrocknen stapelten die Bauern die Torfsoden zu bienenkorbbähnlichen Hocken. Es war wichtig, dass die Luft zum endgültigen Trocknen ungehindert hindurchstreichen konnte. Die meisten Torfbauern schütteten die durch den Torfstich entstandenen Gruben nicht zu. Sie füllten sich mit Grund- und Regenwasser. Derartige Torfkuhlen hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit Schwimmbecken, (neudeutsch „Swimmingpool“). Obwohl wir Dorf- Lorbasse weder Badeanstalt noch Schwimmbecken kannten, hatte einer von uns die Idee, in einer Torfkuhle zu schwim-

men. Eine abseits in Wald-Nähe gelegene Kuhle war dafür bestens geeignet. In einer verschworenen, überschaubaren Gruppe von Bengeln trafen wir uns dort im Sommer regelmäßig. Das Natur-Schwimmbecken war natürlich kein Ersatz für das Baden im See, aber schneller erreichbar und von besonderem Reiz. Die rechteckige, etwa dreißig- bis vierzig Quadratmeter große Torfkuhle mit einem Wasserstand von 10-20 cm unter der Erdoberfläche war nur für Schwimmer geeignet. Nichtschwimmer durften sich dort nicht sehen lassen. Die Wassertiefe betrug mehr als zwei Meter. An einer Stelle hatten die Jungen Boden abgetragen, um einen leichteren Ein- und Ausstieg zu ermöglichen. Alle Bengel badeten dort nackt. Den Marjellchens blieb der Anblick erspart, weil sie nicht drei bastig genug waren, dort zuzuschauen. Man konnte deutlich zwei altersbedingte Gruppen unterscheiden, mit und ohne Schamhaar. Die Behaarten hatten das Sagen und wurden auch respektiert. Die Ältesten unter Ihnen achteten darauf, dass bei übermütigen Raufereien, wenn die Lümmele sich gegenseitig unter Wasser duckten, kein Unfall passierte. Nach meinem Wissen kam niemand zu Schaden, weil wir bereits als Kinder sehr selbständig waren und Gefahren gut einschätzen konnten. Wir erfuhren abwechslungsreiche Badefreuden, die nur gemeinsam möglich waren.

Allerdings erlebte ich einen lebensbedrohlichen Vorfall an einer kleinen Torfkuhle mitten im Dorf. Sie befand sich auf einer Wiese in der Nähe des Bauernhofes Zimmek und eines von Weidenbüschen umsäumten Baches. Beim Ballspiel mit mir und meinem Bruder rutschte der achtjährige Bauernsohn Horst Zimmek in die Kuhle und stürzte ins tiefe Wasser. Ich eilte herbei. Was ich sah, jagte mir einen gewaltigen Schrecken ein. Der Bengel konnte

nicht schwimmen und kämpfte um sein Leben.

Mit unkontrollierten Arm- und Beinbewegungen versuchte er, sich über Wasser zu halten. Wiederholt tauchte er unter und schluckte Wasser. Unglücklicherweise war der Wasserspiegel erheblich tiefer als die Wiesenoberfläche. So konnte er sich nicht am Rand der Grube festhalten und selbst retten. Meine Versuche, ihm die Hand zu reichen, misslangen. Zum Glück hatte ich die rettende Idee, einen Weidenzweig abzubrechen und ihn dem fast ermattenden Jungen zu reichen. Mit letzter Kraft hielt er sich daran fest, so dass ich ihn aus dem Wasser ziehen konnte.

Torf war bei den meisten Dorfbewohnern in Theerwisch das wichtigste Brenn- und Heizmaterial. Im Herbst versorgte uns ein Torfbauer mit einer großen Fuhre dieses preiswerten Naturproduktes. So hatten wir genügend Brennbares für den Kochherd und Energiespender zum Heizen. Wenn im Stall genügend Torf und im Keller mehrere Zentner Kartoffeln lagerten, waren wir sicher, auch in der Kriegs- und eisigen Winterzeit nicht zu hungern und nicht zu frieren. Steinkohlen und Briketts waren in jener Zeit Mangelware. Der Torf auf den Moorwiesen in Masuren bildete sich vor allem als Folge von Verlandungen der Gewässer. So entstanden Niedermoore mit Torfwiesen. Die meisten hatte man im Laufe der Jahre entwässert und landwirtschaftlich erschlossen. Dennoch wurden einige Niedermoore im südlichen Ostpreußen noch in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts zur Gewinnung von Torf als Brennstoff in Handtorfstichen genutzt. So war ich noch Zeuge dieser letzten landschafts- und kulturprägenden Bodenbearbeitung in Masuren. Die Moorwiesen waren Teil der offenen, naturnahen Seenlandschaft, in der wir Kinder uns besonders an den häufigen Kulturfolgern, Störchen, Feldlerchen und Kiebitzen, erfreuten. Für

diese Vogelarten gab es dort ideale Lebensbedingungen. Meine Erlebnisse in der Natur waren ohne den auf den Wiesen schreitenden Akebar, das Trillern der Feldlerchen und das *Kiwitt* der Kiebitze bei ihren gaukelnden Balzflügen undenkbar.



Siegfried Burghardt

Noch eine kurze Bemerkung:

Die Torfkuhle, in der Horst Zimmek fast ertrunken wäre, befand sich auf der im Foto erkennbaren Wiese in Hintergrund bei den Büschen.

Im Herbst

Von Günter Donder

Über unseren Frühling, den Sommer und Winter habe ich schon einiges erzählt. Vom Herbst soll jetzt die Rede sein, er ist für mich besonders erinnerungsreich. Es gab in meinem Leben Dinge, die sich zufällig in dieser Jahreszeit abspielten und in meiner Erinnerung immer wieder auftauchen, wenn die Blätter fallen. Möglicherweise ist es umgekehrt - weil es Herbst war, gruben sich diese Geschehnisse nur tiefer in mein Gedächtnis ein, weil ich ein heillosen Romantiker und vom Abschiedsschmerz beeinflussbar bin - Herbst ist

(...) Also weine ich mit einem und lache mit dem anderen Auge, wenn der Altweibersommer in den Ästen der Bäume hängenbleibt und die Schatten auf den Feldern schon am Nachmittag sehr lange Figuren zeichnen.

„An den Erntewagen hänge den Pflug“, ist ein Sprichwort. Darunter ist zu verstehen, dass die abgeernteten Äcker so früh wie möglich umgebrochen werden sollen. Manche Bauern nahmen zu diesem Zweck nur den vielzinkigen „Kultivator“. Er riss den Boden auf und verursachte ein baldiges Keimen aller Körner, die während der Ernte zu Boden fielen: kleine Reste vom Getreide, aber vor allem die Samen des Wildkrauts. (...) Vater nahm dafür den sogenannten Schälppflug mit zwei Scharen, der das gleiche tat wie der Kultivator, aber seiner Meinung nach besser war, weil die umgepflügten Stoppeln gleich einem besseren Faulprozeß unterlagen.

Das war dann eigentlich schon das erste Anzeichen des beginnenden Herbstes, auch wenn der kalendarische Beginn noch etwas Zeit hatte. Gepflügte Stoppeläcker wirken nach den herrlich wogenden Getreidefeldern immer etwas traurig, so abgerissen...

In dieser Zeit ergab sich die Gelegenheit zum Steinesprengen. Unsere Gegend war nicht arm an Steinen. Sie konnten manchmal

eine Plage sein. Wenn Vater pflügte, hatte er immer ein Bündel Ruten am Pflug hängen. Stieß er mit dem Ackergerät auf einen stärkeren Widerstand, so dass der Pflug dabei aus der Furche geworfen wurde, steckte er an dieser Stelle einen Zweig in den Boden. Am Tagesende nahm er einen Spaten und suchte dort nach Steinen. Waren sie nicht allzu groß, grub er sie aus, und sie wurden gelegentlich weggefahren.

Zeigten sich wesentlich größere Exemplare, ließ er sie „für später“ in der Erde liegen. Dieses „Später“ hatte Zeit. Opa nahm sich immer solcher Ausgrabungen an. War der Stein so groß, dass man ihn nur mit Hilfe von Ketten und Pferden herausziehen konnte, tat man es bei passender Gelegenheit. Es gab aber auch Findlinge von enormen Ausmaßen, die auf diese Weise nicht aus dem Boden gehoben werden konnten. Das war dann für Opa ein kleines Fest, weil dann eine Sprengung ins Haus stand. Gesprengt werden durfte offiziell natürlich nur durch einen befugten Sprengmeister, aber der kostete nur unnötig Geld. Opa konnte es genauso gut. Also machten die Bauern diese Arbeit selbst oder holten den Adam Solinski. (...)

Ich sah Opa von weitem gern zu, wenn er die Zündschnur anbrannte und dann wie ein Hase von der Stelle weglief. Die Zeit bis zur Explosion konnte zwar berechnet werden, aber es war schon besser, sich etwas schneller zu entfernen. Dann hörte man einen dumpfen Knall, die Erde bebte und ein gespaltener Stein flog aus dem Acker. Da Opa kein „Gelernter“ war, konnte es schon mal passieren, dass nur eine Rauch- und Feuersäule gen Himmel zischte und sonst nichts geschah, weil die Ladung nicht richtig angelegt worden war. Dann brummte Opa sich eine Verwünschung in den Bart und musste die Sache erneut starten. Die Bohrung war zu flach, hörte ich ihn dann sagen.

Außer den großen Steinen in der Erde gab es aber noch wesentlich mehr im Kleinformat, und die befanden sich auf der Erdoberfläche. Sie konnten zur richtigen Plage werden, wenn sie plötz-

lich vor der Sense eines Mähers lagen. Schlimmer war es, wenn Mähmaschinen auf so ein kopfgroßes Exemplar stießen und Teile zerbrachen. Daher gab es bei uns einmal im Jahr, meist nach der Ernte, das „Steinesammeln“. Alle aus der Familie wurden auf das Feld mitgenommen, auch kleine Kinder, um das Land - dicht bei dicht - nach Steinen abzusuchen, die größer als ein Katzenkopf waren. Sie wurden in Körben auf kleine Häufchen getragen und später mit dem Wagen weggefahren. So konnte man an vielen unserer Feldwege Steinhäufen vorfinden. Irgendwann wurden sie dann zum benachbarten Steinwerk gebracht, und es gab sogar Geld dafür. (...)

Aber die Soldaten kamen und gingen sehr bald weg und uns blieb der übliche Alltag mit seinen herbstlichen Arbeiten für die Erwachsenen oder den Spielen für die Kinder, wenn die Kastanien reiften und man aus ihnen wunderliche Gestalten zusammenstecken konnte.

Dass der Sommer im September langsam Abschied nahm, hörte man am tagtäglichen Brummen der großen motorbetriebenen Dreschmaschinen in den Feldern. Es war ein besonderer Klang, der mir tagelang angenehm in den Ohren lag. Brummen ist zwar nicht schön, aber ich spürte dann gleichzeitig die damit verbundene Arbeit, die jedoch nur mir als Zuschauer so schön erschien. Allen Beteiligten muss sie weniger angenehm gewesen sein, denn sie war mit körperlicher Anstrengung und sehr viel Staub verbunden. Die Leute vorn beim Strohabnehmen sahen wie Schornsteinfeger aus und in deren Lungen kochte der Dreck. Sicher kein gefährlicher, nur einfacher ländlicher Feldstaub.

Ich konnte stundenlang dabei sitzen und zuschauen, während der Dieselmotor sein dumpfes Tuckern von sich gab. Er war wassergekühlt und der Behälter dafür war oben offen, sah wie ein kurzer dicker Schornstein aus und das kochende Kühlwasser spritzte manchmal heraus und roch ganz eigenartig - nach Rost. So ein Motor hatte von jeder Seite ein Schwungrad, und an einem davon war die Riemtrommel angebracht. Wenn der Motor mit einer

Kurbel gestartet wurde, war es für mich ein besonderer Moment. Er ächzte dabei immer so schön, was sich anhörte wie ein unterdrücktes Lachen. (...) Der in der Maschine festgesetzte Staub löste sich aus allen Ritzen und erhob sich in die Luft. Das war in meinen Kinderaugen ein Erlebnis: es sah aus als würde alles brennen.

An einem Ende der Maschine waren Trichter mit Klemmen für die Getreidesäcke angebracht. Das Gedroschene lief nach Qualität sortiert in die Säcke, die gleich gewogen und auf einen bereitstehenden Wagen geladen wurden. Bei uns zu Hause entfiel der Wagen, weil die Stoggen immer dicht am Hof standen und man die vollen Säcke direkt ins Haus auf den Boden tragen konnte. Der damit beauftragte Mann, wusste am Abend, dass er schwer gearbeitet hatte! (...)

Im Laufe des nächsten Winters verkleinerte sich dieses neue Soggen mehr und mehr. Das Roggenstroh wurde teils zu Futter gehäckselt und diente auch als Streu für das Vieh. Andere Stroharten wie die von Gerste, Hafer und Gemenge verfütterte man an die Kühe. Die Spreu bekamen die Muttersauen. Sie wurde ihnen im gebrühten Zustand und unter Kartoffeln gemengt verabreicht. Ein zweites Dreschen gab es im Winter. Das Getreide in der Scheune wurde bei kleineren Bauern nicht mit der großen Maschine gedroschen, die ginge erst einmal in den meisten Fällen gar nicht in die Scheunen hinein, zum andern musste man auch im Winter etwas zu tun haben. Viele Bauern hatten hinter ihren Scheunen ein sogenanntes „Roßwerk“, das noch vor der Jahrhundertwende erfunden wurde, als die großen Dreschmaschinen noch nicht so stark verbreitet waren. Ein Roßwerk hat in andern Gegenden Deutschlands die Bezeichnung „Göpel“. (...)

Über eine Handkurbel betrieb man ihren gesamten Mechanismus, der aus mehreren Sieben und einem Ventilator für die leichte Spreu bestand. Mit diesen Arbeiten wurden viele Wintertage ausgefüllt. Die Arbeit war natürlich weit mühsamer, aber man brauchte nichts zu bezahlen, denn die ganze Familie half mit und

die Pferde kosteten immer nur das Futter.

Opa saß oben auf dem Roßwerk und sorgte dafür, das die Pferde nicht einschliefen. Seine Arbeit war körperlich nicht schwer, denn er konnte dabei, in dicken Pelz gehüllt, sitzen. Schlimmer war es mit der seelischen Belastung: Pferde müssen dauernd getrieben und angesprochen werden, sonst bleiben sie stehen. Wenn man das mehrere Stunden getan hat, bekommt man eine heisere Stimme und ist fix und fertig, weil es immer ein Pferd vorne, hinten, links und rechts gibt. Alle müssen im Auge behalten werden. Wenn Opa sich sträubte, zu maulen begann und nicht mehr wollte, bekam er einfach zu hören: Das ist doch keine Arbeit. Als er älter und ich größer wurde, musste ich diesen Thron auf dem Roßwerk besteigen. Es war tatsächlich keine anstrengende Arbeit - auch nicht für mich, nur war sie so schrecklich langweilig, daß ich dafür viel lieber eine schwerere Arbeit in Kauf genommen hätte.

Ich kann mich an die ersten Kartoffelernten erinnern, wo Vater mit dem Pflug die Reihen aushob und einige Frauen von früh bis spät mit dreizinkigen Hacken die Kartoffeln aus dem Boden wühlten. So eine Kartoffelgraberei dauerte bei uns viele Tage und Mutter war froh, wenn sie es hinter sich hatte. Eine sehr schwere Arbeit schon allein durch das ständige Gebücktsein. Später wurden die pferdebetriebenen Kartoffelgraber auch bei kleineren Bauern eingesetzt, auch Vater hatte sich dann so einen Roder zugelegt. Aber wir hatten auch einen guten Freund, den Richard Milewski, der mit seiner Maschine vorbei kam und uns half. Natürlich immer erst dann, wenn seine Kartoffeln schon im Keller waren.

So eine Maschine pflügte eine Kartoffelreihe aus und zerstreute die Kartoffeln gleichzeitig mit rotierenden Zinken bis zu zwei Metern weit. Da hatten es die Frauen einfacher, weil man die Kartoffeln nur in die Körbe aufzulesen brauchte. Die vollen Körbe entleerte man in Säcke oder schüttete sie in den bereitgestellten Kastenwagen, der sie in den Keller oder zur Miete brachte.

Auf einem vor mir liegenden Fotoabzug sitzen wir gerade bei der

Vesper während des Kartoffelgrabens mit Richard Milewski und seinen Geschwistern - Oktober 1935. Wir halfen ihm zuvor bei seiner Ernte. So machte man es bei uns. Es wurde nie mit Geld bezahlt, nur mit „Ausarbeiten“, was gegenseitiges Helfen bedeutete.

Hatte man die letzten Knollen ausgebuddelt, wurde das Feld abgeeggt. Die Familie lief dann noch einmal über den Acker und hob die versteckt liegende gebliebenen Kartoffeln auf. Wesentlich später, wenn die Winterfurche gezogen wurde, lief hinter Vaters Pflug immer noch jemand mit dem Korb hinterher und las auch die auf, die tiefer in der Erde steckengeblieben waren. Nichts sollte umkommen. Zum Verfüttern an die Schweine waren auch die beschädigten gut genug.

(...)Für die Rübenernte gab es noch keine Maschine. Sie wurden von Hand aus der Erde gezogen und auf Haufen geworfen. Dann ging die gesamte Familie, jeder ein langes Messer in der Hand, an so einen Haufen und haute die Blätter von den Rüben ab. Die Kälte war manchmal schon so rabiat, dass man alte Handschuhe anziehen musste. Die sind meistens auch schnell nass geworden und schützten die Hände nur wenig. Opa nahm immer ein Fußstühlchen auf das Feld mit. Ganz bestimmt wäre er beim Sitzen schneller durchgefroren als bei der Arbeit im Stehen, wo man sich ständig bewegen konnte, aber er hatte sich bereits seinen kurzen Winterpelz aus der Mottenkiste geholt und piff auf die Kälte. Frost am Tage gab es noch nicht, aber die Nässe machte es. Im Oktober regnete es viel.

Eines von Opas Vergnügen war es, die Kartoffeln schon Ende Juni in kleinsten Mengen zu ernten. Graben konnte man da noch nichts, weil sich in der Erde erst Ansätze zur Frucht entwickelt hatten. Die Erfahrung jedoch lehrt, dass Stauden manchmal einige der Kartoffelkinder so stark fördern, dass sie nach kurzer Zeit fast volle Größe haben, während die vielen anderen erst wesentlich später heranwachsen. Opa nahm dann einen alten Löffel und ging mit dem Korb in die noch sehr jungen Kartoffelfurchen, legte

sich lang auf den Boden und grub recht vorsichtig kleine Höhlen unter die Stauden. Traf er auf ein größeres Exemplar, rupfte er es vorsichtig heraus und schüttete das Loch wieder zu. Mehr als eine Kartoffel nahm er der Staude nicht weg. Solche Beute schmeckte dann besser als Fleisch, wenn es dazu noch dicke Milch gab. (...) Ich möchte noch einmal auf das vorhin erwähnte Foto vom Kartoffelgraben zurückkommen, wo ich als kleiner Junge mit heller Mütze zwischen den Erwachsenen sitze. Mit meinen sechs Jahren erinnere ich mich recht gut an diesen Tag, der mir eine besondere Freude bescherte. Aus irgendeinem familiären Grund besuchten wir die Milewskis im Frühjahr jenes Jahres, und weil es ein warmer Tag war, vergaß ich auf dem Heimweg meine Sommermütze; sie blieb bei unseren Freunden länger liegen, als gedacht.

Den Verlust bemerkte ich erst zu Hause und begann Mutter zu betteln, deswegen mit mir zurückzulaufen. Natürlich mochte sie nicht bis zum anderen Ende des Dorfes wegen einer kleinen Mütze laufen. Die wird Onkel Richard gelegentlich mitbringen; er käme doch oft auf dem Weg zu seinen Feldern an unserem Hof vorbei. Jedesmal aber hörte ich von Onkel Richard die Worte: „Wieder vergessen“. Irgendwann vergaß ich selbst mein Mätzchen; es war doch schließlich immer noch Sommer.

Ja, und dann kam der Tag im Herbst mit der Kartoffelernte und das war auch der Tag, an dem mein Rufonkel sein Gedächtnis für kleine Mützen im Zaum hatte: Hier hast, wird er gesagt haben und ich schnappte das so lange vermisste Stück, setzte es auf und nahm es den ganzen Tag nicht vom Kopf. Onkel Hermann lästerte etwas: ob ich sie wenigstens zum Schlafengehen abnehmen würde? Ich muss mich sehr gefreut haben.

Eine wunderbare Zeit war für mich der Herbst, neben seinen leicht melancholischen Zügen, durch die Tatsache einer gewissen Freiheit in der Natur. Die durch das Getreide bedingten „Sperrgebiete“ samt Roggenmuhme fielen weg, wenn alles abgeerntet war. Hütete man das Vieh, war es nicht schlimm, wenn es mal in des Nachbars Feld hineinlief. Die Kühe konnten keinen Schaden

anrichten. Nicht selten ergab es sich, dass Feldnachbarskinder zur gleichen Zeit ihre Kühe neben unseren hüteten.

Ohne Feuer mit Kartoffelbacken kam man dann nie aus. Im Herbst waren Feuer auf den Feldern gang und gäbe. Wir holten aus den Büschen, die es überall gab, morsches Holz, das sich gut zum Feuerhalten eignete und taten in die Asche Kartoffeln hinein. Als ich von Onkel Hermann zum erstmal davon hörte und noch nicht viel von der Sache wusste, wurden meine Kartoffeln schwarz wie Kohle, weil sie halb verbrannten. Wenn Heinz Sutzyck dabei war, der auch nicht viel mehr davon verstand, lobten wir gegenseitig die „Briketts“ und sahen nach der Mahlzeit wie kleine Teufel aus, weil sich die Kohle im ganzen Gesicht verteilt hatte. Erst später lernten wir durch Erfahrung, die Kartoffeln nicht in die Glut sondern in die heiße Asche zu legen. Mit „Kumst“, dem Sauerkohl, war das ein richtiger Gaumenschmaus.

Am schönsten waren die Feuer, die die Erwachsenen machten. Das abgestorbene Kartoffelkraut eignete sich nicht zum Unterpflügen. Es wurde auf den Feldern gleich nach dem Abernten verbrannt. Ein Bund Stroh diente zum Anzünden, weil das Kraut naß und teilweise auch noch etwas grün war. Aber gerade dieser Zustand gab dem Ganzen seinen Reiz: Es qualmte stark und nebelte weite Strecken der Felder ein. Wir liefen dann durch die Rauchschwaden und versuchten erfolglos, sie einzufangen. Wenn man sich eine längere Zeit in dem Dunst aufgehalten hatte, stank man wie ein „Hubek“ (Wiedehopf). Das wurde wenigstens am Abend von Mutter festgestellt. Der Rauchgeruch hing lange in den Kleidern. Die Zeit der Herbstfeuer hatte für mich einen besonderen Zauber. Allein das Sitzen auf einem Stein und Hineingucken in die Glut ist auch heute noch für mich etwas außergewöhnlich Schönes. Diese Gelegenheit gibt es allerdings nur ganz selten.

Die folgende Geschichte gehört auch zu meinen Herbsterinnerungen, obwohl sie nur bedingt mit dem Herbst zu tun hat.

Einmal, Milewskis steckten voll in der Kartoffelernte und jede Hand wurde gebraucht, fragte Richard unseren Vater, ob ich sein

Vieh an einem Tag hüten könnte. Warum nicht? Und ich zog mit den vielen Kühen und Schafen durch die Felder, die in der Nähe unseres Hofes lagen. Wir hatten nur vier Kühe und somit war das a Hüten unserer Miniherde ein Kinderspiel, aber nun waren es bestimmt fünfzehn und ein Haufen Schafe mit einem Bock dabei, der mir allein durch sein Aussehen angst machte. Das Tier war so breit, daß man gut hätte auf ihm reiten können. Kuba wurde er genannt. Große Vorsicht war geboten, denn er fackelte nicht lange und stieß seine Widersacher mit einer ungeheuren Wucht um. Andere Jungböcke, die sich ihm stellten, liefen ihm nie ein zweites Mal über den Weg. Und nun sollte ich unter anderem auch auf diesen Mistkerl aufpassen. Ich wäre lieber zwei Tage lang Kartoffeln sammeln gegangen. Man gab mir zur Hilfe den Hütehund Moppi, und der verstand sein Handwerk gut. Aber um Kuba machte auch er einen Bogen und wäre mir im Falle eines Angriffs keine Hilfe gewesen. Trotzdem erfüllte ich zusammen mit Moppi meine Aufgabe exzellent, was Frau Milewski mit einer besonders großen Portion Fleisch zum Mittagessen vergelten wollte.

Das Mittagessen wurde damals in sogenannten Paartöpfen auf das Feld getragen, sie heißen im Masurischen „Dwojaki“. Wie der Name schon sagt, sind es zwei Behältnisse, die mit einem Tragebügel verbunden sind. In einem Topf war meistens Suppe und im anderen Fleisch und Kartoffeln.

Gustav Dudda aus dem Dorf wurde mit dem Paartopf zu mir geschickt, in dem das große Stück Fleisch in einer Erbsensuppe steckte. Meine Freude auf ein gutes Mahl war schnell verflogen, denn Erbsensuppe aß ich immer schon mit „langen Zähnen“ und das Stück Fleisch war vom Hammel und durch den langen Weg nicht mehr richtig warm. Als ich das riesige Stück sah und roch, war ich satt, schon allein weil ich diese Fleischart nie mochte. Ich wollte Gustav meine Portion schenken, aber der hatte schon gegessen. Moppi allerdings wartete nur darauf. Er hatte das Stück auch sicher am ehesten verdient, denn er kannte seine Herde, horchte auf Befehle und ersparte mir manchen Weg. Die Erbsen-

suppe löffelte ich aus - mit Widerwillen - und dabei wollte man mir eine besondere Freude bereiten!! Ein guter Esser bin ich, im Gegensatz zu heute, eigentlich nie gewesen.

Waren die Arbeitenden weit auf den Feldern und wollte man sich den Weg zum Mittagessen sparen, wurden immer die emaillierten Paartöpfe eingesetzt. Sie gehörten zur Grundausrüstung aller Haushalte. Es gab auch welche aus Steingut, die hielten die Wärme besser, dafür waren sie schwerer zu tragen. Ja, und unsere Mütter oder Großmütter machten damals fast alle Wege zu Fuß.

Mit herbstlichem Getreidedreschen zusammenhängend hat auch die nächste Lausbubengeschichte etwas zu tun. Ich war zwölf oder dreizehn, als ich eines Nachmittags mit meinem Schulkumpel Erich Brozio zum Konfirmandenunterricht nach Baitenberg lief. Wir nahmen immer die kürzeren Wege durch die Felder des Gutsbesitzers Thiedmann und gingen nie auf der Hauptstraße. Etwa hundert Meter von unserem Weg sahen wir eine Dampflokostände stehen. Lokomobilen zum Dreschen gab es nur auf Gütern. Die waren wesentlich kräftiger als die kleinen Dieselmotoren und wurden mit Kohle oder Holz beheizt, um den nötigen Treibdampf zu erzeugen. Ein riesiges Schwungrad sorgte für ruhigen und gleichmäßigen Lauf. Sah aus wie eine abgestellte Lokomotive. So was bekamen wir Bengel nicht jeden Tag zu sehen und pirschten uns an das Ungetüm heran, als wir merkten, daß niemand da war - Mittagspause. Wir hatten wohl kleinere Ausführungen gesehen, aber so einen Riesen noch nie. Allein von unten begucken war uns beiden zu wenig. Also über die daneben stehende Leiter hinauf. Eine Hitze da oben! Ab und zu gab das Ungetüm einen Fauchton, weil es unter Dampf stand. Jedesmal zuckten wir zusammen, doch hielten uns diese Laute keineswegs davon ab, die Untersuchungen fortzuführen. Am meisten interessierte uns das mächtige Schwungrad. Ob man das wohl ein wenig hin- und herbewegen könnte? war der erste Gedanke, und den setzten wir auch gleich in die Tat um. Sehr träge ist so ein Eisenrad, stellten wir sehr bald fest, also mußte man es mit

mehr Wucht angehen. Wir hängten uns beide an eine der vielen Speichen und erzielten tatsächlich eine Drehbewegung. Aber was geschah dann? Das Rad begann sich auf einmal zu drehen und wurde immer schneller. Die Lokomobile „lief“, was nicht bedeutet, daß sie sich vorwärts bewegte, sondern, daß sie die Dreschmaschine in Betrieb setzte. Den Treibriemen hatte der Maschinist aber sicherheitshalber heruntergeworfen. Als wir in der Ferne die Arbeiter von der Pause kommen sahen, gab es nur einen Gedanken: Abhauen!

So schnell wie damals hat man uns wohl noch nie rennen sehen, denn wir waren der Meinung, etwas kaputtgemacht zu haben und wollten uns der eventuellen Strafe entziehen. Wir rannten, sahen uns immer wieder um und konnten nur feststellen, daß die Lokomobile immer weiter lief.

Nun, kaputt ging nichts, die Dreschmaschine war ja nicht abgeschlossen und die Lokomobile hatte nur einen Restdampf unter der Haube (weiß ich heute), mit dem sie das Schwungrad eine kleine Weile betreiben konnte. Wir kannten uns nicht aus mit so großer Technik und sahen das Heil einzig in unseren schnellen Beinen. Ein Erlebnis mit Herzklopfen mehr für einen Strich auf meiner Abenteuertafel.

Im Gegensatz zu dem eben beschriebenen Abenteuer mit Herzklopfen erlebte ich ein andermal eines ohne, und es gehört ebenfalls in den Herbst hinein.

Eines Samstags nahm Vater mich in die Stadt mit, weil es wiederum entweder um einen Zahn ging, der tagelang mächtige Schmerzen verursacht hatte, oder um den Kauf neuer Schuhe. Bei Tante Ida Sbrzesny in Kreuzfeld, Vaters Schwester, machten unsere Eltern oft Zwischenstation, wenn sie aus Lyck nach Hause fuhren. Der Weg über Kreuzfeld zur Stadt war eine Kies-Chaussee und somit nicht so gut für die Pferde wie die Strecke über Reuschendorf mit zehn Kilometern Asphaltstraße. Ab und zu fuhr man über Kreuzfeld ohne eine direkte Besuchseinladung, um den Verwandtschaftskontakt - so nebenbei - zu pflegen.

Für mich barg diese Fahrt ein ungewöhnliches Erlebnis. Onkel Sbrzesny, den wir alle nicht so sehr mochten, weil er ein „Gnurrkopp“ war, also ein mürrischer Nörgler, führte Vater und mich auf die Weidefläche an den See hinter dem Hof. Ein recht kühler Wind fegte am frühen Morgen über die kahlgefressenen Wiesen. Ich hatte bereits Handschuhe an und überall lag Rauhreif vom Nachtfrost. Es mochte Ende Oktober gewesen sein.

In See nähe erblickten wir ein Zelt, das über eine Bodenvertiefung (einem Granattrichter nicht unähnlich) gespannt war. Ich traute meinen Augen nicht, als ich dort ein nur mit Badekostümen bekleidetes junges Paar zu Gesicht bekam. Onkel meinte, dass am See oft Leute mit seiner Erlaubnis zum Wochenende kampierten. Die Umstände interessierten mich weniger, die Jahreszeit um so mehr. Ich blieb stehen und staunte nur, denn mir war es wirklich kalt. Als ich das in Sonnenrichtung weit geöffnete Zelt mit seiner hellen Innenausstattung und den darin befindlichen Steppdecken näher betrachtete, schlug mir - rein optisch - eine Wärme entgegen, die ich dort nie vermutet hätte. Ich bin überzeugt, dass auch tatsächliche die Wärme der zwar schon schwachen Sonne sich in diesem abgegrenzten Stückchen eigener Welt des Paares verfangen hatte und eine angenehme Temperatur ergab.

Lange ging mir dieser Eindruck nach und, wie man sieht, vergessen habe ich ihn bis auf den heutigen Tag nicht. Vielleicht beschrieb ich eine unwichtige Sache zu genau. Mich hat sie jedoch sehr beeindruckt - diese kleine Welt, die man sich offenbar schaffen konnte, auch wenn rundum alles ganz anders aussah. Möglicherweise hat dieser kleine Einblick in mir etwas ausgelöst, oder auch nur bestätigt, was auch jetzt noch für mich Gültigkeit hat. Ich baue mir gern eine kleine eigene Welt und distanziere mich manchmal von der allgemeinen Meinung oder Mode. Ob ich dabei immer Recht behalten habe, bleibt dahingestellt. Manchmal brachte es mir Ärger ein.

Aus: Meine Kinderjahre in Masuren

In diesem Heft

- 3 Elsässerin ist „Auslandsdeutsche des
Jahres 2023“
- 10 Der Geheimnisschlüssel der Masuren/
„Mazurów klucz tajemnic“
Von Grzegorz Supady
- 14 Erntehelfer aus Spaß und ohne Zwang
Von Siegfried Burghardt
- 23 Irmgarda Erben-Sedlaczek
Spätherbst
- 24 Stefan Pioskowik:
Wenn ihm etwas nicht konveniert
Es ist Zeit Äpfel zu pflücken
- 25 Torfstich und Torfkühlen auf Moorwiesen in
Masuren

Von Siegfried Burghardt
- 29 Im Herbst
Von Günter Donder

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel.: +48 606 68 02 18; Email: barbara.willan@gmail.com
www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion:

Barbara Willan (leitende Redakteurin),
Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Herbst in der Welt

Eine der meistfotografierten Weiden Neuseelands. Es wächst im Lake Wanaka. In dieser Farbe sieht man ihn nur im März/April, wenn in Neuseeland Herbst ist.

<https://wyborcza.pl/> 22.09.2020, 14:57 Shutterstock



Herbst in der Welt. Das Land des blühenden Ahorns. Eine solche Baumreihe befindet sich in Kyoto, Japan, vor dem Eingang des Bishamon-Tempels.

Foto: <https://wyborcza.pl/> 22.09.2020, 14:57 Shutterstock.